

Kleine Kunstwanderungen im Schwarzbubenland : II. Das Gilgenbergerland

Autor(en): **Loertscher, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde**

Band (Jahr): **24 (1962)**

Heft 10

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-861360>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kleine Kunstwanderungen im Schwarzbubenland

Von G. LOERTSCHER
Zeichnungen des Verfassers

II. Das Gilgenbergerland

Die zweite Wanderung, die wir vorschlagen, ist landschaftlich reizvoll und abwechslungsreich, bietet aber künstlerisch nicht so viel Schönheiten wie der Dorneckberg.

Anfangs- und Endstation ist Grellingen im Birstal. Von da führen verschiedene markierte Wanderwege nach *Himmelried*. Das kleine Dorf liegt an der sonnigen Südflanke des Hombergs auf fast 700 m Höhe. Es ist zur Hauptsache gestaffelt an die schräg ansteigende Straße und an die obere Dorfstraße gebaut. Wo beide Wege zusammenführen, steht die Kirche, ein schlichtes Bauwerk aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Der markante Eingangsturm mit Zeltdach und Laterne, Kirchenschiff und Chor liegen in einer Flucht und sind durch Lisenen und Sockel gegliedert. Das Äußere, wie der Kirchenraum selbst mit dem antikisierenden Stuck ist im Originalzustand erhalten. Und da es aus der Zeit der Helvetik nur wenige Kirchen gibt, verdient es dieses einfache, ländliche Gotteshaus, geschützt und behutsam restauriert zu werden. Die fast durchwegs gleiche Richtung der Häuser, parallel zum Hang, verleiht dem herrlich gelegenen Dorf eine seltene Geschlossenheit. Von hier schweift der Blick weit übers Land. Zwischen den Ortschaften sind kleine Weiler hingestreut, teils als hübsche, malerische Häusergruppe, wie sie in dieser Selbstverständlichkeit auch eine ausgeklügelte moderne Planung kaum mehr zustandebringt. Da drängen sich zwischen Kastel- und Ibach die Bauernhöfe vom Steffen und Baumgarten zusammen. Angeschlagen ist die bauliche Einheit im Igraben, eindrucksvoll erhalten in der Engemühle, und dazwischen, *im Roderis*, ragen die Giebel und Firste zu einer imposanten Silhouette über einen Grat empor.



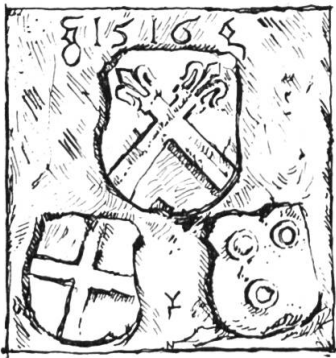


Dabei ist jedes einzelne Haus von größter Einfachheit, ohne besondere oder gar künstlerische Details. Erst die Gruppe, das Ein- und Unterordnen in eine Gesamtheit schafft aus Belanglosem das Bemerkenswerte. Der Zusammenklang der Einzelheiten, in Harmonie mit der umgebenden Landschaft, ließ jene unverwechselbaren Ortsbilder entstehen, die etwas heimatlich Geborgenes ausstrahlen.

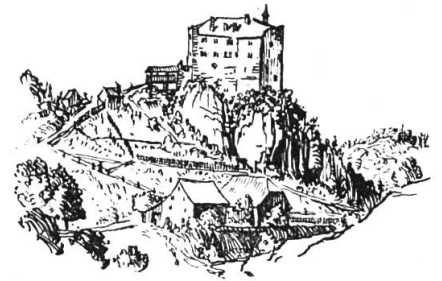
Nunningen breitet sich in einer Mulde zwischen dem Nordfuß des Nunningerberges und dem Hügelgelände hinter der Rieseten aus. Einst ein armes Bauerndörfchen, kam es dank der aufstrebenden einheimischen Industrie zu Wohlstand, was allerdings mit dem Verlust des einheitlichen und charaktervollen Dorfbildes erkaufte wurde. Dafür ist Nunningen in anderer Weise an heimatlicher Kultur und Kunst beteiligt: Hier lebt und wirkt der gemütvolle Heimatdichter Albin Fringeli, der Hebelpreisträger und Herausgeber des Schwarzbubenkalenders. Und im Dorfkern beim alten Schulhaus, steht der neue «Schwarzbubenbrunnen» mit der sitzenden Steinfigur eines Jünglings in der alten Landestracht. Mit diesem kunstvollen Brunnen des Solothurner Bildhauers Jean Hutter hat die in Ursprung und Deutung noch umstrittene Gestalt, welche dem «ennetbirgischen» Kantons teil den Namen gab, ein schönes Denkmal bekommen.

Eine harmonische, jedoch von Neubauten bereits gefährdete Baugruppe, *Oberkirch*, krönt den Hügelzug zwischen Nunningen und Zullwil. Sie wird dominiert vom Spitzhelm und vom mächtigen Dach der für beide Dörfer gemeinsamen neugotischen Kirche von 1868. In lockerer Streuung umgeben das «gestutzte» barocke Pfarrhaus und einige Bauernhöfe das etwas kahle Gotteshaus. Aus älteren Kirchenbauten haben sich einige gute Ausstattungsstücke erhalten.

So vor allem die kleine *Wappentafel* aus Rogenstein mit den Schilden Hans Imers von Gilgenberg und seiner Gemahlinnen Barbara von Andlau und Agatha von Breitenlandenbergr. Die (falsch retouchierte) Jahrzahl 1516 wird von den gotischen Initialen I und G gerahmt.



Hans Imer, Ritter und Bürgermeister von Basel war der Letzte seines Geschlechts auf Burg und Herrschaft Gilgenberg, bevor sie 1527 an Solothurn übergehen. Die neuen Herren bauen die kleine Ritterburg zu einem Landvogteisitz aus und nehmen im Laufe von zwei Jahrhunderten verschiedene Verbesserungen vor. 1798 fällt der Gilgenberg dem Volkszorn zum Opfer, doch halten die drei Meter dicken Mauern dem Brand und der Verwitterung stand. Die Ruine wird 1930 durch den Kanton konserviert und dem Publikum erschlossen

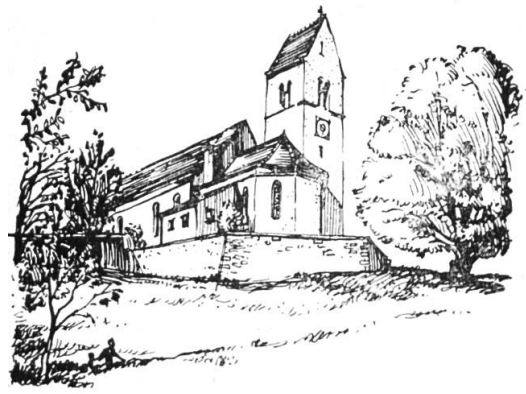


Die Zeichnung von Emanuel Büchel aus dem Jahre 1756 zeigt die *Burg Gilgenberg* von Süden mit den zugehörigen Ökonomiegebäuden. Die den zufälligen Umrissen des fast allseits senkrecht abfallenden Felsens folgenden Mauerzüge steigen im Süden drei, im Norden vier Stockwerke hoch und werden von einem Pultdach abgeschlossen. Der auf einer Dachkante sitzende kleine Glockenträger markiert die hochgelegene Burgkapelle, deren Spuren im Ruinengemäuer noch immer sichtbar sind.

Heute wird die aus Wald und Fels herausragende *Ruine* auf einem steilen Fußweg an der Südseite erstiegen. Ein Holzsteg vermittelt den Zugang ins Innere des unregelmäßig sechseckigen, jetzt mit hochstämmigen Buchen bestandenen Wohnturms. Die massiven Mauern steigen noch in die ursprüngliche Höhe auf und sind von (teils später vergrößerten) Fenstern mit weiten Nischen durchbrochen. Wahrlich kein lustiger Sitz für einen an barocke Fülle gewohnten Solothurner Patrizier! Und doch hatten sie es unvergleichlich viel besser als ihre Vorfahren auf der östlich gegenüberliegenden Portiflüh: 1953 wurden dort in den künstlichen Terrassierungen die Spuren eines Refugiums gefunden, das in der späteren Bronzezeit und in der späteren Römerzeit bewohnt und mit einem Eisenschmelzofen ausgerüstet war...



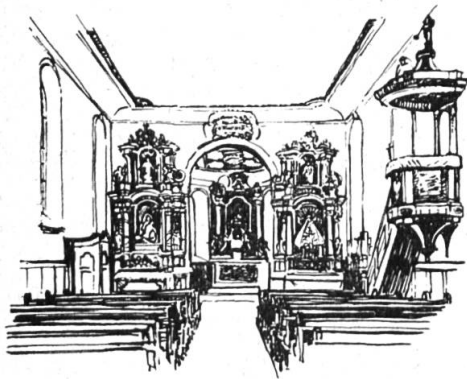
Wandern wir von der Ruine auf den Spuren des letzten Gilgenbergers über die Salweid westwärts zur *Wallfahrtskirche von Meltingen*, deren großer Wohltäter Hans Imer war! Hoch über dem Dorfe thronend,



ragt das Gotteshaus mit der mächtigen alten Linde in den Himmel empor. Der schmale, dreiseitig geschlossene Chor mit Resten von Maßwerkfenstern und der hohe Käsissenturm mit den interessanten Schallarkaden gehen in den Anfang des 16. Jahrhunderts zurück, während das Kirchenschiff wegen der zunehmenden Wallfahrt zweimal vergrößert werden mußte. Wenn nach der Restaurierung die unschönen Veränderungen zwischen Chor und Schiff beseitigt sind, wird die harmoische Bau- gruppe wieder zum Urbild einer spätmittelalterlichen Kirche, wie sie Uhland, Richter und Schwind in roman- tisch-poetischer Verklärung geschildert und gezeichnet haben. Nach der Legende fanden Hans Imer und seine Frau Agatha, als sie auf dem Reckhubel von Meltingen spazierten, unter einem Holderbaum den Schleier wie- der, den ihr der Wind einmal fortgeweht hatte. Unter dem Schleier aber lag ein schönes Marienbild. Zum Ge- denken an diesen bedeutungsvollen Fund stiftete das hohe Paar an dieser Stelle eine Kirche. Holderbaum und Marienbild, die heute noch bestehen, wurden bald zum Ziel einer verbreiteten Wallfahrt.



Das Gnadenbild, ein kunstvoll gearbeitetes Werk aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, wurde in der Ba- rockzeit stark verstümmelt, damit man es, der damaligen Sitte gemäß, mit «Umhängen» bekleiden konnte. Es fin- den sich unter diesen Gewändern sehr kostbare und von hochgestellten Gönnern verehrte Stücke.



Wenn die Architektur ans Mittelalter erinnert, so atmet *das Innere der Kirche* die gelöste Heiterkeit des Régence. Damals wurden neue Altäre gestiftet, der große im Chor zuerst, in einfachen Formen des «classicisme français» und um 1736 (durch Landvogt und Pfarrer) die beiden kraftvollen Seitenaltäre. Die mit übereck ge- stellten Sockeln, Säulen und Verkröpfungen plastisch ausladenden, zweistöckigen Nischenretabeln weisen in der Architektur voraus auf das volle Rokoko, bleiben jedoch in den Schmuckformen zurückhaltend. Die Kan- zel gehört erst in die Zeit des Biedermeier. Was später hinzukam, wird jetzt wieder verschwinden.

Der Kunstfreund findet in dieser Kirche weitere Kostbarkeiten, vor allem Glasgemälde und Statuen. Im nördlichsten Schrägfenster des Chores ist eine *Kreuzigungsscheibe* aus der Mitte des 15. Jahrhunderts eingelassen. Christus hängt mit gesenktem Haupt am Kreuz, an dessen Stamm die betende Mutter Maria und der zu seinem Herrn aufblickende Johannes stehen, angetan mit schweren, faltenreichen Gewändern. Der Stil weist in die Nähe des Passionsfensters im Chorhaupt des Berner Münsters vom Ulmer Meister Hans (Acker?).



In der Muschel-Nische des nördlichen Seitenaltars steht ein hervorragendes *Vesperbild*, eines der seltenen Werke aus der Zeit kurz nach der Reformation. Die alte Fassung ist kürzlich von vier Übermalungen befreit worden, sodaß die Gruppe mit der ergreifenden Sprache der Gesichter und Gebärden wieder unmittelbar anspricht. Maria hält den Oberkörper des toten Heilands in den Armen. Der Dornengekrönte neigt erschöpft sein Haupt zur Seite; die schlaffen Glieder schmiegen sich in die Mantelfalten der Mutter. Die Pietà wurde 1736 mit einer Figur des *hl. Johannes* (siehe Titelholzschnitt) in den Altar hineinkomponiert. Diese meisterhaft gearbeitete Wandfigur aus der Zeit um 1440 wurde später entfernt und blieb verschollen, bis man sie vor ein paar Jahren auf dem Kirchenstrich wiederfand und restaurierte.



Die Fenster neben den Seitenaltären enthalten die berühmten *Stifterscheiben von Hans Imer* von 1519. Es sind je zwei Doppelscheiben, die leider später beschnitten und vertauscht worden sind. Nach der rahmenden Architektur gehören der Stifter und die Heilige mit Schwert und Turm im Hintergrund (St. Katharina oder St. Barbara?) zusammen, desgleichen die Scheibe der Stifterin mit der ihrer Namenspatronin, der heiligen Agatha. Auf dem hier ergänzt gezeichneten Glasgemälde kniet der Ritter betend in einen roten, mit Brokat besetzten Mantel hinter seinem Wappenschild. Langes, gelocktes Haar rahmt ein prägnantes Gesicht. Die «sprudelnde Fülle ornamentaler Motive» bildet eine Art Säulenhalle, hinter welcher eine Burg (Gilgenberg?) sichtbar wird.





Steigen wir vom Reckhubel, worauf die Kirche steht, hinab zum Dorf, so sehen wir am Hang den behäbigen barocken Pfarrhof, der durch radikale Renovationen als Baudenkmal leider entwertet ist, jedoch noch manches schöne Kunstwerk birgt. Auch das Bad und dessen Umgebung haben seit der Verlagerung vom Kurhaus zur «Mineral- und Heilquellen AG» die heimelig-freundliche Atmosphäre eingebüßt. Vor zweihundert Jahren, als Büchel es von der Höhe herab zeichnete, bildete das *Meltinger Bad* mit den umliegenden Gebäuden eine architektonisch reizvolle Gruppe um einen fast geschlossenen Hof: Wirts- und Badhaus stehen im rechten Winkel zueinander, in gleicher Grundform, mit rundbogigen Arkaden, vor grätig gewölbter Halle, mit Walmdach über dem zweiten Geschoß und großen Dachlukarnen. Die benachbarten Bauernhäuser bestanden damals noch meist aus Holz, z. T. mit Fachwerk und flachen, von Steinen beschwerten Schindeldächern.



Vom Aussichtspunkt auf der vorgeschobenen Kuppe des Reckhubels bietet sich das *Dorfbild* in schöner Geschlossenheit dar. Die Siedlung liegt, in der Art der Gegend, in der Talrinne als Zeilendorf beidseits von Bach und Straße und zieht sich durch die kleine Klus zum Bad hinauf. Im großen Rank hat man vor Jahren durch Entfernung eines Hauses und Versetzung des Dorfbrunnens mit dem schön geschwungenen Bassin ein Dorfzentrum geschaffen.

Vor dem Rückweg ins Birstal lohnt sich ein Abstecher nach *Zullwil*, dessen Gesamtansicht uns schon vom Gilgenberg her vertraut ist. Zwar haben weder die Ritter- noch die Landvogtzeit hier ihre Spuren hinterlassen, durch ein aufwendigeres Meier- oder Landschreiberhaus etwa. Man nannte dieses kleine Gebirgsland nicht vergeblich die «Geißenvogtei»: die Bauern konnten sich in alten Zeiten kaum mehr als Ziegen leisten auf ihren kleinen Gütlein, und dementsprechend gab es auch wenig Schreibearbeit und kleine Zehnten! Dennoch bieten die teils aneinanderggebauten Bauernhäuser an der gewundenen Straße einen malerischen Anblick.



Bei der Meltingerbrücke zweigt die Straße westwärts nach Fehren ab. Die kleine, erst seit 150 Jahren selbständige Gemeinde bietet wenig interessante Aspekte. Immerhin sei der *Dorfbrunnen von Unter-Fehren*, mit riesigem Monolithtrog und zwei Wasserstrahlen erwähnt.

Dem Ibach entlang, vorbei an der Meltinger Mühle, geht es dem Kaltbrunnental zu. Wenn wir auf kurzweiligem Pfad über gewölbte Steinbrücken und Stege durch das schattige Tälchen wandern, erblicken wir über den Hängen beidseits des Baches senkrechte Felsen mit Balmen und Höhlen. Die meisten Jurawanderer haben schon von der Kohlenhöhle, der Kastelhöhle und von Theodor Schweizer gehört, jedoch keine rechte Vorstellung damit verbinden können. Tatsächlich haben hier am Anfang und am Ende der letzten, der Würm-Eiszeit, Menschen gewohnt. Die Spuren, die sie hinterlassen haben, können nach den üblichen Begriffen natürlich nicht als künstlerische Erzeugnisse gewertet werden. Denn sie entsprangen der Notwendigkeit, das karge Leben zu fristen und sich vor Tieren und Kälte zu schützen. Und doch finden wir in dem Bemühen, aus zum Teil hergeschleppten Steinknollen und Knochen zweckmäßige Werkzeuge herzustellen, eine stetige Fortentwicklung zu größerer Fertigkeit, zu immer differenzierteren, formschöneren Geräten — und wir finden, wenn auch äußerst spärlich belegt, den Drang nach Schmuck und damit nach künstlerischem Ausdruck. Der Amateurarchäologe Theodor Schweizer aus Olten, der in unendlich entsagungsvoller Arbeit einen Teil der *Kastelhöhle* ausgegraben hatte, erlebte die Publikation seiner Forschungen nicht mehr (sie erschien im Jahrbuch für Soloth. Geschichte 1959). Die hier gezeichneten *Steinwerkzeuge* zeigen oben Schaber und Kratzer aus dem Moustérien und dem frühen und späten Magdalénien, unten drei «Messer» aus den drei gleichen Schichten.

Auf dem Weg vom «Kessiloch» der Birs entlang zur Station *Grellingen*, spiegelt sich das anmutige Bild des alten Häusergeschiebes, überragt vom Kirchturm, im gestauten Wasser.

